



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Schwester zu sein und durch den einfachen Spruch: Budi mi po bogu brat (sei mir Bruder in Gott) oder Budi mi po bogu sestra (sei mir Schwester in Gott) verbinden sie sich zu einem lebenslänglichen heiligen Bunde. Während die Wahlbruderschaft in ihren Äußerungen nichts anderes als ein Freundschaftsbündnis ist, erscheint uns der Bund zwischen einem Manne und einem Weibe, die Wahlschwesterschaft, ziemlich fremdartig. Der pobratim sorgt für seine posestrina genau so, als ob er ihr leiblicher Bruder wäre, er läßt ihr seine ganze Liebe und Fürsorge angedeihen, ohne sie je zum Weibe zu begehren, und selbst die nationale Kirche verbietet ihre Vereinigung.

Berichtigung. Infolge verspäteten Eintreffens der Korrektur sind in der ersten Hälfte dieses Aufsatzes einige Druckfehler stehen geblieben. Seite 528 lies Landeskenntnisse statt Handelskenntnisse, S. 529 und S. 532 Dobrnjak statt Dolanjak, S. 530 3800 statt 1800, S. 531 Begs statt Bena.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gottfried Kellers Werke. Gottfried Keller hat im Sommer dieses Jahres seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert und zugleich die erste Gesamtausgabe seiner poetischen Werke veröffentlicht. So weite Verbreitung und allgemeine Würdigung die Schöpfungen des deutsch-schweizerischen Dichters im letzten Jahrzehnt gewonnen haben, so ist doch zu hoffen, daß die zehn Bände der „Gesammelten Werke“ (Berlin, Wilhelm Herz) noch weit größeren Kreisen des gebildeten deutschen Publikums die Augen über die Bedeutung und Eigenart des Dichters öffnen, die Meinung, die sich unter schweren Kämpfen und unglaublichen Widerständen gebildet hat, befestigen und vertiefen werden. Wir dürfen uns in der deutschen Litteratur der Gegenwart kaum einer Erscheinung rühmen, die an Ursprünglichkeit der Begabung, an Frische und Stärke namentlich des Humors mit Gottfried Keller verglichen werden kann, wir haben nur wenige Dichter und Schriftsteller aufzuweisen, die so künstlerisch ernst, so unbeirrt von dem Anabengeschrei nach Weltumwälzung und großen Epochen, so schöpferisch neu und doch in so gutem Einklang mit der großen Entwicklung unserer Litteratur und ihren unvergänglichen Geistern ihren Pfad verfolgt haben. Selbst wo der höchste und strengste kritische Maßstab angelegt wird, muß man einräumen, daß der schweizerische Lyriker und Erzähler Einzelnes geschaffen habe, was dieses und das nächste Jahrhundert überdauern wird, ja erst bei einer völligen Wandlung der gegenwärtig gesprochenen und geschriebenen deutschen Sprache in den Hintergrund treten kann. Einer Begabung und künstlerischen Reife wie der Kellers wird keiner das Recht zur Sammlung ihrer Schöpfungen und Versuche absprechen; jeder wird mit uns wünschen, daß die Zahl der Genießenden

und Verstehenden sich durch die Gesamtausgabe wesentlich vergrößern möge. Und sicher wird die Vereinigung und der Vergleich der in einer langen Reihe von Jahren entstandenen Dichtungen zum Verständnis der eigentümlichen Phantasie und Gestaltungskraft Kellers um so mehr beitragen, als es sich in diesen zehn Bänden um eine nur mäßige Zahl von größern Arbeiten handelt. Neues, das heißt Ungedrucktes, bieten, ein paar schöne Gedichte ausgenommen, die auch in der letzten Gesamtausgabe der Gedichte noch fehlten, die gesammelten Werke nicht. Es handelt sich nur um die Gedichte, die übermütigen und doch so anmutigen sieben Legenden, um die beiden Romane „Der grüne Heinrich“ und „Martin Salander,“ um die drei Novellen Sammlungen „Die Leute von Seldwyla,“ „Züricher Novellen“ und „Das Simngedicht.“ Aber Neues, das heißt Ungekanntes, noch nicht Erblicktes, noch nicht Empfundenes, wird jeder, auch der beste und mit Kellers Natur und Meisterschaft vertrauteste Leser in diesen zehn Bänden genug finden. Denn der Dichter der „Leute von Seldwyla“ gehört nicht zu den Lyrikern und Erzählern, die beim zweiten und dritten Lesen ihrer Schöpfungen bis auf die letzte eigentümliche Wendung, bis auf den verstecktesten feinen Zug erschöpft sind. Vielmehr offenbart er bei wiederholtem Genuß immer neue Reize der Erfindung, der schalkhaft halb verborgenen Schilderung, des immer neuen Reichthums der Beobachtung, des Wizes, neue Tiefen des Gefühls, sprachliche Kühnheiten und Feinheiten, hinter denen das klare Antlitz des Dichters hervorblickt in all seiner Freude an dem guten Weltlauf, in der Lust an der bunten Mannichfaltigkeit des menschlichen Lebens. Keller wird von der jüngsten Kritikerschule ein „Optimist“ genannt, zur Zeit seines Beginns wollte man die allzu herbe und derbe Wahrheit in seinen Dichtungen nicht ertragen. Jedenfalls ist es nie der „Optimismus der Niedertracht,“ der mit dem schlechtesten Bestehenden sein Einverständnis erklärt und die Härten oder Untiefen des Lebens hinwegleugnen will, der seiner Darstellung der Welt in Vergangenheit und Gegenwart zu Grunde liegt, es ist vielmehr die tiefe, echt dichterische Zuversicht, daß die Poesie ein Recht, ja eine Pflicht habe, jedes versöhnende lichte Element des Menschendaseins festzuhalten und weithin nachwirken zu lassen. Das heutige Publikum hat Grund genug, solchen Dichtern vor den sensationslustigen Darstellern, denen keine Grausamkeit der Natur und des Schicksals grausam genug ist, den Vorzug zu geben.

Mit einem andern Kenner des Dichters möchten wir angesichts der Sammlung der Kellerschen Werke wiederholen, daß auch auf kritische Naturen das Zueinanderspiel einer ursprünglichen poetischen Anschauung, die dem Leben mit der gläubigen Hoffnung auf immer neue Offenbarungen zugewendet ist, und einer bewußten künstlerischen Bildung, die die reine und klare Gestaltung dieser Offenbarungen sucht, bei unserm Dichter immer erst in zweiter Linie wirke. „In erster zieht der Dichter alle, die ihm nahen und die geringste Genußfähigkeit für den Zauber ganzen Lebens, den Reiz echter, nicht brutal aufdringlicher Natürlichkeit haben, in die Mannichfaltigkeit seiner Erfindung und Stimmung herein, gönnt uns in vollem Maße das glückselige Gefühl, daß Schicksale und Abenteuer, Leidenschaften und Stimmungen wahr und wahrhaftig erlebt sind, und läßt uns teilnehmen selbst an den flüchtigen Seitenblicken, die er auf die bloßen Wunderlichkeiten des Daseins wirft, und den leisen Träumen, in denen er Seelenregungen enthüllt, die keine feste Gestalt gewinnen können und doch auch zum Leben gehören. Ehe wir über seine künstlerischen Mittel, über die wundersame Abstufung von Licht und Schatten in seinen Gebilden nachzudenken beginnen, sind wir schon ganz im Banne dieser Welt. Der Dichter des »Grünen Heinrich,« der »Leute von Seldwyla« und des »Martin Salander« wäre der letzte, der die Natur unterschätzen, die Natürlichkeit verleugnen möchte.

Gleichwohl hat er mit der unter dem Feldgeschrei »Natur« verkündeten Unnatürlichkeit, die von der ganzen Fülle der Welt- und Menschheitserrscheinungen nur noch das Abnorme, Häßliche, Widrige, Verkommene und Verkümmerte sehen kann, nichts zu schaffen; Kellers poetischer Realismus kommt allen Tüchtigen, Lebenverheißenden, Schönen und Unnutigen auf mehr als halbem Wege entgegen.“

Wie die Dinge einmal sind, ist alles, was wir hier in des Dichters gesammelten Werken aufs neue froh gewahr werden und an ihnen rühmen, erst langsam aus einer kleinen Gemeinde in einen größern Kreis von Empfänglichen gedrungen. Die Schicksale der Kellerschen Erzählungen, die heute ihren Platz bei den bleibenden Schätzen der deutschen Litteratur haben und ihrer Zeit unter die alltäglichste leichte Unterhaltungslitteratur gesetzt wurden, gegen deren Empfehlung sich der platte Hausverstand und die klägliche Gewöhnung an falsches Pathos und umechten Schwung setzten, gehören zu den zahlreichen Schöpfungen, bei denen noch niemand enträthelt hat, was vorgehen mußte, vorgegangen ist, um plötzlich die Empfänglichkeit für sie, die Lust an ihnen zu erwecken. Wer giebt den Schlüssel zu dieser Wandlung des Publikums, wer sagt uns, unter welchen Umständen die Seelen, die Augen und Ohren für Kellers Novellen geöffnet, unter welchen geheimnißvollen Zeichen man endlich die anfänglich so standhaft gelegneten Vorzüge und höchsten Reize dieser wie andrer Phantasieschöpfungen empfinden hat? Gewisse moderne Litterarhistoriker suchen die Erklärung für die Umbildungen des Geschmacks in der Geschichte der Kritik. Das ist etwas, aber lange nicht alles, und die Untersuchung über die Gründe des augenblicklichen wie des langsamen und späten Erfolgs soll noch angestellt und geschrieben werden. Wer in seiner Jugend oft genug Tadel geerntet hat, weil er die „Leute von Seldwyla“ als ein gutes Buch gepriesen, und jetzt den fröhlichen Eifer erlebt, mit dem die Werke des neuesten Klassikers, Gottfried Kellers Werke, der Familienbibliothek einverleibt werden, der kann bei aller Genugthuung hierüber doch ein wenig nachdenklich werden. Die Grenzbeten dürfen sich rühmen, daß sie Kellers großes Talent vom Beginn an mit Anteil begrüßt, daß sie seit einer langen Reihe von Jahren immer wieder auf die Gesundheit, die Kraftfülle, den sonnigen Humor und die lichte Anmut, die tiefe Empfindung wie den künstlerischen Ernst in den Dichtungen des Züricher Meisters hingewiesen haben. Ihren Lesern brauchen sie die schöne Sammlung dieser Werke (die mit einem für eine große Medaille gezeichneten vorzüglichen Bilde des Dichters von Arnold Böcklin geziert ist) nicht erst zu empfehlen, es genügt auf ihr Erscheinen hinzuweisen. Dem Dichter aber wünschen wir, daß er viel Freude an dieser Ernte eines echten Künstlerlebens empfinde, und uns, daß den zehn Bänden der Ausgabe noch einer oder der andre sich anreihe, der den alten Zauber in alter Frische entfalte.

Nochmals unsre Studenten. (1. Aus Leipzig.) Indem ich Ihnen für die in Ihrem geschätzten Blatte veröffentlichten Aufsätze über das heutige Studententum meinen Dank sage, erlaube ich mir, noch einige Worte über den Weg, auf dem diesen Auswüchsen entgegengetreten werden kann, hinzuzufügen.

Die Ursache des krankhaften Zustandes wird von Ihnen richtig in der einseitigen Bildung der Studenten erkannt. Unter den Studenten, die sich eine allgemeine Bildung aneignen müssen, weil sie ihnen durch die Prüfungsordnung des Staatsexamens vorgeschrieben ist, unter den Kandidaten des höhern Schulamts, trifft man in der That das Schniepelturn am wenigsten. Von ihnen allein wird wirklich das Studium der Philosophie verlangt, sie allein haben sich im Staats-

examen über philosophische Kenntnisse auszuweisen. Den Theologen ist, soviel mir bekannt ist, zwar das gleiche vorgeschrieben, aber in den beteiligten Kreisen weiß jeder, daß sie eine Vorlesung über Philosophie nur belegen, niemals hören, da sie thatsächlich in diesem Fache nie geprüft werden. Ihre Unwissenheit in philosophischen Dingen ist daher geradezu erstaunlich. Die Juristen und Mediziner kennen selbst Kant meist nur dem Namen nach. Aber selbst in den Kreisen der Schulamtskandidaten wird das Studium der Philosophie nicht so tief betrieben, als es sein sollte. Meist hören sie nur eine Vorlesung über Logik und eine über die Geschichte der Philosophie. Selten kommt einer zum Studium eines Quellenwerkes. Psychologie, Psychophysik, Erkenntnistheorie werden nur von wenigen gründlich getrieben. Diese wenigen sind dann meist Mathematiker oder Naturwissenschaftler. Fragt man bei Philologen nach, warum sie Wundts psychologische Vorlesungen nicht hören, so erhält man gewöhnlich zur Antwort, ihre naturwissenschaftliche Bildung sei zu gering, um sie verstehen zu können. Ist es nicht im höchsten Grade beklagenswert, wenn einer der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart von seinen Landsleuten nicht verstanden wird, während andre Nationen, wie die Franzosen und Russen, seine Bedeutung nicht genug schätzen können?

Die einseitige Schulbildung ist es, die unsrer Jugend das Verständnis für die Gegenwart benimmt und sie zu verächtlichem Dünkeltum erzieht. Auf unsern höhern Schulen, die Realgymnasien nicht ausgeschlossen, wird so wenig Naturwissenschaft getrieben, daß der Abiturient die Fragen der neuern Philosophie gar nicht zu fassen vermag. (Als vor einiger Zeit das „Problem der Materie“ von Abendroth erschien, hörte ich von studirten Leuten, die ich auf das Werk aufmerksam machte, fragen, was denn das für ein Problem wäre!) Der Lehrplan der sächsischen Gymnasien weist naturwissenschaftlichen Unterricht nur bis Obertertia auf und hier nur noch mit einer Stunde wöchentlich. Von da an wird zwar Physik gelehrt, aber die sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften nicht mehr, und doch wäre es sehr notwendig, daß die in den untern Klassen gewonnenen Ergebnisse des Anschauungsunterrichts vergeistigt und zu einem einheitlichen Bilde verwebt würden. Zwei Stunden wöchentlich würden dazu genügen, die bei Beseitigung des selbst von den meisten Philologen als unnütz erkannten lateinischen Aufsatzes ohne Vermehrung der Gesamtstunden angelegt werden könnten. Wenn die Schüler erst ein Verständnis für die naturwissenschaftlichen Thatsachen und Erscheinungen erlangt haben, werden sie auf der Universität auch den philosophischen Fragen das richtige Interesse entgegenbringen, und da die Anschauungen einer Zeit alle in der herrschenden Philosophie wurzeln, werden sie das Interesse auf alle Erscheinungen der Zeit, auf die der Wissenschaften, der Kunst, der Politik, übertragen.

Der mangelhafte Lehrplan der Schulen trägt aber nur einen Teil der Schuld, der andre fällt auf die Gesellschaft und die Regierung. In Ihrem Aufsatz werden die Auswüchse im Studentenleben zurückgeführt auf die in den Studentenkreisen herrschende Vorstellung, daß die Mitglieder eines Korps in ihrem spätern Leben die Protektion ihrer alten Herren genießen und auf diese Weise rasch zu Stellen und Titeln kommen. Eine solche Vorstellung kann sich aber doch nur festsetzen, wenn ihr Thatsachen zu Grunde liegen. In der That ist die Tüchtigkeit im Beruf nicht die ausschlaggebende Eigenschaft bei Anstellung und Beförderung durch den Staat. In den beteiligten Kreisen ist es ein öffentliches Geheimnis, daß der junge Mann auch nach seiner politischen Stellung gewürdigt wird. Die Korps gelten aber als die Pflegstätte eines streng konservativen Geistes, seine Mitglieder sind von vornherein von dem Verdachte selbständiger Entschlüsse im politischen Leben

frei. Kein Wunder, wenn andre außerhalb der Verbindungen stehende Studenten jene nachahmen, so gut es geht, damit sie derselben Vorteile teilhaftig werden, die jene genießen.

Die Gesellschaft schließt sich dem Vorgehen des Staates an. Jene sind nun unvorben und werden von allen auf den Händen getragen, die andern werden meist ausgeschlossen. Ein verhängnisvolles Vorgehen! Als ob ein junger Mensch von 25 Jahren eine abgeschlossene politische Meinung hätte! Gerade zu dieser Zeit, wo er politisch selbständig wird von Gesetzes wegen, wo er sich der Verantwortlichkeit seines politischen Denkens und Handelns erst bewußt wird, wird er Belehrungen und Vorstellungen am dankbarsten hinnehmen und sie zu beherzigen suchen. Erst jetzt, wo er herausgeriffen wird aus der Sorglosigkeit des Studentenlebens, wo er zu ahnen beginnt, was das Leben bedeutet, wo er die Bedingungen und Gesetze des Einzel Lebens allmählich erkennt, wird er sich eine bleibende Anschauung von den Bedingungen und Gesetzen des Lebens eines ganzen Volkes bilden. Jemanden verurteilen ist leicht, ihn erziehen freilich ist schwer.

* * *

(2. Aus Heidelberg.) Vielleicht interessirt es, über den Streit, ob die „Reserveoffiziere“ die einfachen Sitten verschrauben, den Streit, der sich auch in der Täglichen Rundschau fortsetzt und ihr einen bitteren militärischen Kämpfer erweckte, auch die Stimme eines Süddeutschen zu hören, der schon vor 45 Jahren „studirt“ und — beobachtet hat.

Damals war nur ein (norddeutsches) Korps Träger geizerten, junkerhaften Gebarens mit sehr viel Überhebung und (trotz Glacees) innerer Rohheit, deren gelegentliches Zutagetreten jetzt kaum glaubhafte Erscheinungen zeigte. Die andern Studenten waren nicht solche Hüpel, wie der Kölner Militär sich einbildet, hatten schlichte, joviale Sitten, allgemein humane Interessen und Fühlung mit dem jungen Bürgerstande. Daß auch „Turnsümpelei“ und Überschwang der Sängerei einzeln vorkam, ist natürlich.

Wie steht es aber jetzt? Durch die rasche Zunahme des Wohlstandes, ja Reichthums bildete sich eine große, neue Schicht von Familien, denen feinere, innere Bildung nicht vererbt war. Sie kamen in die Lage, ihre Söhne zu der so leicht verschraubenden Gymnasialbildung, zur „Freiwilligen“-Stellung, zur Universität (wir sagen absichtlich nicht „zum Studium“) gelangen zu lassen. Und unter diesen Söhnen zeichnen sich nun durch Überhebung und Enge des Wissens und Bildungshorizontes noch viele solche aus, die sich schon auf der Schule zu dem leichtesten, auch in der Praxis durch Protektion (der Korpsbrüder z. B.!) förderfamsten, dem Rechtsfach „entschlossen.“ Man absolvirt die formale Schulung in den alten Sprachen, macht in sechs bis sieben fidelen Semestern den „Freiwilligen,“ begiebt sich in die Schnellpresse „zum Zweck des bessern Examens“ und wird „ein gemachter Staatsbeamter.“ Durch alle diese Jahre fehlten dem „hoffnungsvollen“ Herrn Sohne nie die Mittel, den reichen Genüssen des Lebens und der lieben Eitelkeit zu fröhnen, fern blieb die händigende Erfahrung, was es heißt, Geld verdienen, fern lag die Rücksicht auf die Mittel der Eltern, ja oft hörte man die Ansicht: „Mein Alter ist mir bei meiner Stellung und Bildung diese Opfer schuldig!“

So tritt der junge Herr von heute mit einem tüchtigen Stück Größenwahn auf; und diese stets wachsende Schar der „goldnen Jugend“ alten und neuen Stammes steigert sich gegenseitig in der Selbstschätzung und Genußsucht, und wenn

sie sich nur bloß durch Verzerrung lächerlich machte! sie verliert stets mehr den doch einzig idealen Gedanken an ihre freiwillige Pflicht gegen Vaterland und Menschheit und wird zu berechnenden Strebern.

Nicht also die Einrichtungen bis zum Reserveoffizier (bei uns ist auch der Leutnant ein sehr geachteter Mann, wenn er tüchtig ist), sondern ganz andre Ursachen tragen die Hauptschuld, daß sich eine ganze Klasse verzogner und verbildeter junger Herren im deutschen Volke breit macht.

Der Mann im Mond-Kalender. Geehrter Herr Redakteur! Gestern schickte mir mein Buchhändler ein neues Buch von etwas ungewöhnlicher Gestalt. Bei dem Anblick des Titels „Mann im Mond-Kalender“ rief ich aus: Na endlich! Denn es hatte mich schon lange gewirmt, daß, da doch Tausende Kalender machen, gerade der dazu am meisten berufene hartnäckiges Schweigen bewahrte. Daß er über die Zeitrechnung mehr zu sagen weiß, als irgend ein anderer, das ist ihm, glaub ich, noch niemals bestritten worden, und nun hat man ihn auch als Wettermacher wieder in seine uralten Rechte eingesetzt. Dazu ist er in der Lage, was man so den Weltlauf im allgemeinen und im besondern nennt, von einem höhern Gesichtspunkt aus zu betrachten, als Kavaliere- und Vogelperspektive sind, während in der Kalender- und anderer Litteratur die Frochperspektive an der Tagesordnung ist (demgemäß auch das laute Gequatsch). Ich las also erwartungsvoll darauf los und muß sagen, daß meine Erwartungen nicht getäuscht worden sind. Wie aber zufällig mein Blick noch einmal auf den Titel fiel, las ich zu meiner Ueberraschung „Zweiter Jahrgang.“ Darnach läßt sich vermuten, daß der Mann im Monde schon für 1889 einen Kalender gemacht hat, und von dem müßten doch die Zeitschriften berichtet haben, z. B. die Grenzboten. Nun schmeichle ich mir, zu den gewissenhaftesten Lesern Ihrer Wochenschrift zu gehören, kann mich aber durchaus nicht erinnern, über diese „epochemachende Erscheinung“ etwas darin gefunden zu haben. Auch in dem Inhaltsverzeichnis für 1888 keine Spur! Wie geht das zu? Meinen Sie etwa, weil der Mond so stille durch die Abendwolken hingehet, dürfe man nicht laut von ihm reden? Das ist er lange genug gewohnt. Oder haben Sie gedacht, was ein so kluger und weitblickender Mann spricht, das müsse ohnehin aufmerksame Hörer genug finden? Als Redakteur sollten Sie die Welt besser kennen. Jetzt läßt sich die Versäumnis vom vergangenen Jahr allerdings nicht mehr ungeschehen machen; aber eine umso dringendere Pflicht der Grenzboten ist es wohl, ihren Lesern zu sagen, was für eine Bewandnis es mit dem neuen Kalender hat.

Mir für meine Person gefällt besonders, daß der alte Herr da droben ein so gemüthliches Haus ist. Geschichten erzählen, ja, das thun alle alten Leute gern, wenn sie auch weniger erlebt haben als er. Aber es muß ein Kern in den Geschichten sein, wie in denen, die Franklin und Abraham Lincoln erzählten. Und an diese erinnern mich manche des Mannes im Mond — was natürlich ein Kompliment für die Amerikaner ist. Dazu gehört, daß man sich hat den Wind um die Nase gehen lassen, was bei dem Mondmann gewiß zutrifft, und daß man die Augen und Ohren offen hält. Von der Stadt der vollkommenen Leute wußten wir wohl, daß die Sozialdemokraten sie bauen wollten; nun erfahren wir, daß sie schon vorhanden ist, aber ein betäubendes Schicksal gehabt hat. Über die Nachricht habe ich Thränen vergossen; erzählen Sie es nicht weiter! Ich bin einmal leicht zu rühren. Ach ja, das Schöne blüht nur im Gesang. Dafür haben mir die größte Freude die Mittheilungen über die neuesten Triumphe der Wissenschaft ge-

macht, die ungefährlichen Zündhölzer und die dreitägige Tinte. Die werden sich die Querschreiber zu nutze machen! Doch, unter uns, alles glaube ich dem guten Manne nicht, wenigstens die Benutzung des Walfisches als Passagierboot ist mir noch nicht klar. Sollte sich der Mond etwa aufs Flunkern verlegen?

Ein Schalk ist er, das wissen wir längst. Das schiefe Gesicht, das er einmal dem Minister Mähler gezogen hat, steht ja aktenmäßig fest. Und ich muß immer lachen, wenn er mit den Professoren, die ihn nicht als Wettermacher gelten lassen wollen, seinen Schabernack treibt. Er sagt z. B. ganz ehrbar: Am 12. August will ich mir eine Unterhaltung machen. An einigen Stellen soll die Erde beben, und wo die Verhältnisse dazu ungeeignet sind, wird es stürmen, daß die Haare davonstiegen. Dann heißt es: Was nimmt sich der alte Narr heraus! Ist kein Professor, nicht einmal Privatdozent, ist nicht promovirt, gar nicht einmal inskribirt gewesen, und will von der Meteorologie mehr verstehen als wir! Gut, wartet nur, denkt der Mond. Und nun läßt er am 12. August die Sonne scheinen, sodaß die Professoren gleich am frühen Morgen anfangen zu höhnen. Aber er wartet nur, bis sie hübsch weit von zu Hause im Grünen sitzen oder eine Wasserfahrt machen, und dann gehts los. Belehren lassen sich natürlich die Herren durch ihren Schnupfen nicht, ein Professor, besonders wenn er freisinnig ist, wird doch nicht seine Überzeugung ändern. Indessen hat der Mond seinen Spaß davon.

Gar nicht einverstanden bin ich jedoch mit der Veröffentlichung des Rezepts zu einem führenden Schriftsteller. Jetzt werden wir in dem Stande wie in allen übrigen eine solche Überfüllung bekommen, daß es nötig werden wird, Romane und Schauspiele auf Staatskosten machen zu lassen. Der Mond kann darüber lachen, der braucht sie nicht zu lesen, zahlt auch keine Steuern, aber unjereins ist ohnehin geplagt genug.

Sie können von Glück sagen, daß mein Briefbogen zu Ende geht, sonst würde ich Ihnen noch allerlei erzählen, was mir bei dem Kalenderlesen eingefallen ist. Treiben Sie keinen Mißbrauch mit meinem Geschreibsel, thun Sie nur Ihre Schuldigkeit, damit in ganz Deutschland und den Kolonien wieder einmal das schöne Lied angestimmt wird: „Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!“



Litteratur

Aus Geschichte und Kunst des Christentums. Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder von Dr. Adolf Hasenclever, Pastor in Braunschweig. Erste Reihe. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1890

Es sind das sechs Abhandlungen, zum Teil aus Vorträgen entstanden; die ersten drei, die sich mehr der Geschichte zuwenden, haben die Überschriften: 1) Warum hat der römische Staat die Christen verfolgt? 2) Die letzte Reaktion